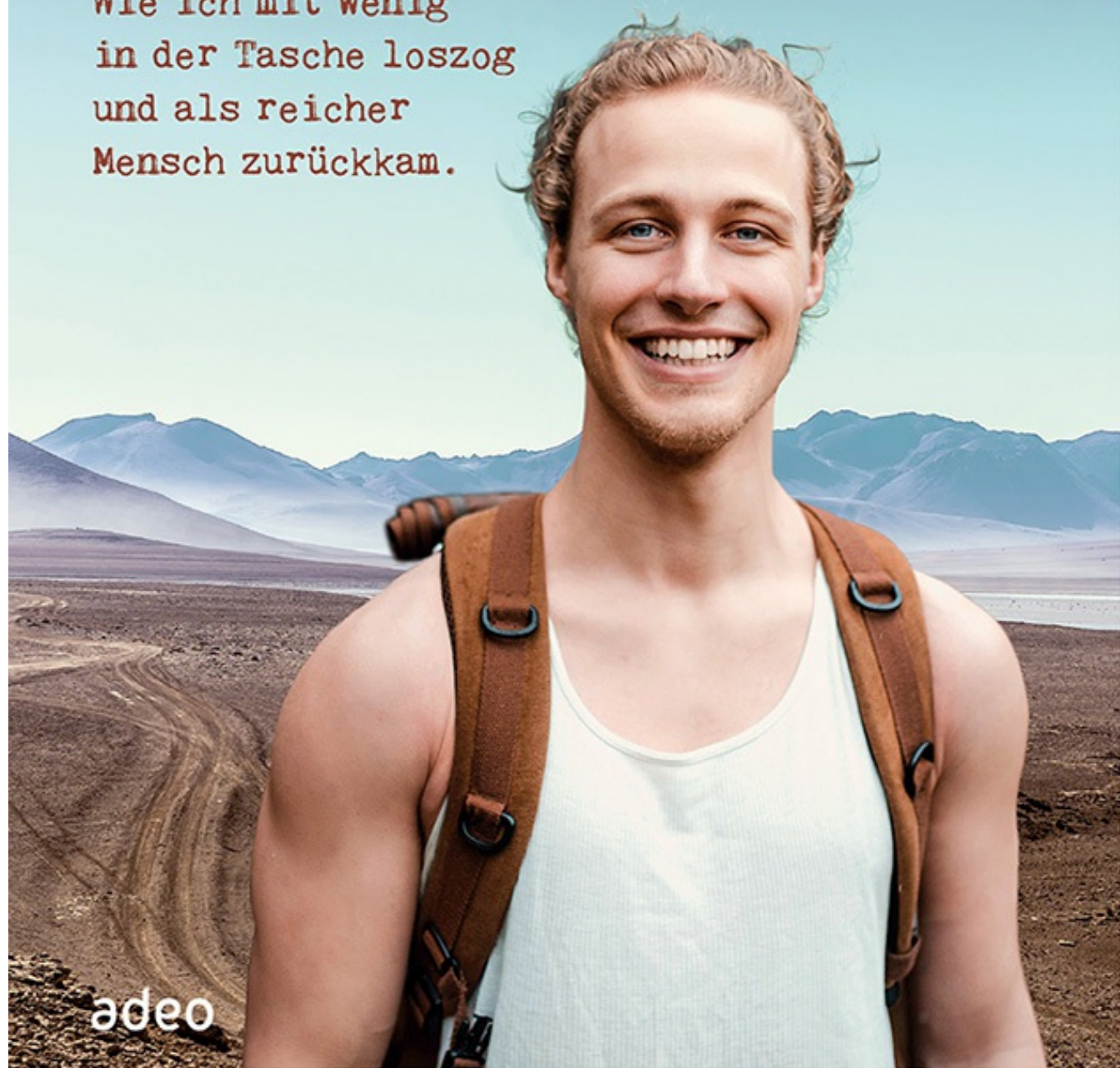


Christopher Schacht

Mit 50 Euro um die Welt

Wie ich mit wenig
in der Tasche loszog
und als reicher
Mensch zurückkam.



adeo

Es war schon später Nachmittag, als wir in die Straße von Gibraltar hinausfuhren. Ich war glücklich und aufgeregt – endlich hatte ich zur ersten richtig großen Etappe meiner Reise angesetzt. Inzwischen war ich seit 4 Monaten unterwegs, aber die Atlantik-Überquerung war gefühlt der bisher wichtigste Schritt „in die Welt hinaus“. Vor mir lag der unbeschreibliche Anblick von Freiheit. Ein Gefühl, das man nicht in Worte fassen konnte. Im Westen war lediglich der Horizont zu sehen und die endlosen Weiten des tiefblauen Meeres. Zudem war dies der allererste Tag meines Lebens, den ich auf See verbrachte. Und gleich würde ich meinen ersten Sonnenuntergang an Bord erleben!

„Wenn die Sonne gerade im Begriff ist, hinter dem Wasser zu verschwinden, behalte sie genau im Auge!“, riet mir der Italiener mit einem geheimnisvollen Unterton und schaute mich vielsagend an. „Nur ein einziges Mal im Leben eines Seemannes geschieht es, dass er genau in diesem Moment dort einen grünen Lichtblitz sieht. Das ist ein ganz besonderer Moment, denn an diesem Ort versammeln sich die Seelen der Ertrunkenen.“

Ich war ganz ergriffen. *Ob ich so einen Moment in meinem kleinen Seemannsleben wohl jemals erleben werde?* Zusammen verfolgten wir den Niedergang der Sonne – und tatsächlich: Die allerletzten Strahlen färbten sich plötzlich grün.

„War das das Licht, von dem du gesprochen hast?“, fragte ich, aber ich bekam keine Antwort.

Meinem Kapitän war die Kinnlade heruntergefallen.



Trotz des guten Wetters warfen die Wellen die Jacht von einer auf die andere Seite. Regelmäßig überspülte Meerwasser das Deck und floss über meine Füße. Den Wind von achtern, machten wir nur mit der Genua (ein großes Vorsegel) zwischen sechs und sieben Knoten und alle waren glücklich, endlich unterwegs zu sein ... Gott sei Dank spürte ich nicht den Hauch von Seekrankheit. Aber das ging leider nicht jedem so: Die Ehefrau des Kapitäns lag mit geschlossenen Augen in der Mitte des Bootes auf dem Sofa, wo die Bewegungen am wenigsten stark zu spüren sind, und erbrach sich alle paar Minuten in einen Suppentopf.

Der Italiener trug fast ununterbrochen einen grauen Jogging-Anzug mit einer blauen Wollmütze. Man merkte deutlich, dass er lange Jahre eine Elektro-Mechanik-Firma geleitet hatte – ganz unitalienisch schätzte er deutsche Exaktheit und Pünktlichkeit und schimpfte immer auf die Schludrigkeit der Italiener. Außerdem hatte er als Chef natürlich immer Recht und konnte schnell sehr aufbrausend werden, obwohl er eigentlich ein lustiger und freundlicher Zeitgenosse war.

Seine rundliche Ehefrau hatte weit mehr Einfluss auf den Kapitän, als dieser zugegeben hätte. Sie lachte viel, sprach immer von sich in der dritten Person, und mit ihren lustigen Grammatikfehlern amüsierte sie mich jeden Tag aufs Neue. Oft wirkte sie fast kindlich. Dann wieder überraschte sie in wichtigen Momenten mit ausgeprägter Menschenkenntnis und einem Feingefühl, das man ihr gar nicht zugetraut hätte. Zu ihrem Leidwesen fiel sie, wenn sie nicht gerade an Seekrankheit litt, immer wieder Heißhunger-Attacken zum Opfer, was ihre Pausbäckchen erklärte. Ich war fast ein wenig neidisch, da ich aufgrund der Rationierung unserer Lebensmittel häufig hungrig war.

Zwar sprachen die beiden kein Englisch, aber Italienisch und Spanisch ähneln sich genug, dass wir uns grob verständigen konnten. Ich sprach also Spanisch und sie Italienisch, bis ich nach und nach ihr Italienisch adaptierte. Da ich mich mehr mit der thailändischen Ehefrau unterhielt, hatte es einen asiatischen Einschlag, was urkomisch geklungen haben muss. Im Nachhinein erklärte das wohl einige zunächst befremdete Blicke von den italienischen Seglern.

Nach fünf Tagen und Nächten erreichten wir die Kanarischen Inseln. Die Überfahrt war brutal gewesen. Wir hatten ohne Autopilot die gesamte Zeit über gegen den Wind und die Wellen ansteuern müssen. Das bedeutete theoretisch 12 Stunden für den Italiener und 12 für mich. Aber da er fürs Segeltrimmen, Navigieren und das Radio verantwortlich war – zudem älter und weniger fit –, verbrachte ich faktisch 15 Stunden täglich hinterm Steuer. Hinzu kam, dass der Wechsel alle zwei Stunden erfolgte. Kaum genug, um erholsamen Schlaf zu kriegen. Es gab bei all dem Schaukeln keine Orientierung, außer der winzigen roten LED des Kompasses. Die Wahrnehmung dessen, was Realität und was Traum war, verschwamm, und es erforderte viel Willenskraft, die brennenden Augen nicht von der kleinen, wegweisenden Nadel abschweifen zu lassen.

Dafür wurde ich aber auch reichlich entschädigt: Mehrmals erlebte ich nächtliches Meeresleuchten – im Wasser befinden sich Kleinstlebewesen, die bei bestimmten Bedingungen strahlende Lichtsignale aussenden. Im Dunkeln sah das aus wie ein vom Boot wegfliegender neonblauer Unterwasser-Funkenregen. Immer wieder begegneten uns auch Delfine, spielten übermütig in den Wellen und begleiteten uns oft neugierig ein ganzes Stück. Und die im Schein der Morgen- und Abenddämmerung magisch in Szene gesetzte See war jeden Tag ein Fest für die Augen.

Auf Gran Canaria machten wir zum letzten Mal halt, bevor wir derselben Route über den Atlantik folgen wollten, die Christoph Kolumbus 500 Jahre vor uns genommen hatte. Neben jeder Menge Proviant nahmen wir außerdem noch ein neues Crewmitglied an Bord, einen jungen Italiener. An Angeboten mangelte es auch hier nicht: Gut 50 junge Menschen suchten nach einem freien Platz auf einer Jacht, um den Atlantik zu überqueren. Ich war froh, meinen bereits gefundenen zu haben.

Dezember 2013/ Januar 2014

Am 24. Dezember pausierten wir für einige Tage auf den Kapverdischen Inseln westlich des Senegals. Es war das erste Weihnachten, das ich fern der Heimat und ohne meine Familie verbringen würde. Schluck! Einerseits vermisste ich alle sehr und hatte schon ein wenig daran zu knabbern. Andererseits war es so warm, dass ich das erste Mal in meinem Leben einen Heiligabend in Badehose verbrachte. *Jippieh!!!*, dachte ich, als ich vom Boot aus ins türkisblaue Wasser sprang und dabei an das verregnete Norddeutschland dachte, in dem meine Familienmitglieder jetzt vermutlich in Gummistiefeln und Daunenjacken fröstelnd von der Christvesper nach Hause gingen.



Der darauffolgende Teil der Überfahrt verlief – abgesehen vom Verlust unseres Notruders, einer gerissenen Leine und einigen zwischenmenschlichen Spannungen – ohne größere Komplikationen. Auf so engem Raum bleibt eben nichts verborgen, und noch viel weniger kann man sich aus dem Weg gehen. Auch veränderte sich unsere Wahrnehmung der Zeit. Der Tag schrumpfte von 24 Stunden auf drei – die Zeitspanne, bis der nächste

Schichtwechsel erfolgte –, und gleichzeitig verloren Wochentage komplett ihren Sinn. War es Montag? Oder Mittwoch oder Donnerstag? Keine Ahnung.

Tausend Kilometer von jeglichem Festland entfernt über eine Tiefe von 6.000 Metern gleitend kam eines Nachts ein völlig erschöpfter Vogel ins Cockpit geflogen. Er ruhte sich etwa zwei Stunden aus, trank etwas von dem Wasser, das ich ihm gab, und schwang sich dann wieder in die Lüfte. Beinahe in der Mitte des Atlantiks hatte ich so eine Begegnung nicht erwartet. Fliegende Fische hingegen gab es zuhauf, und vor allem bei Nacht landeten immer mal wieder einige Exemplare auf dem Deck. Seltener sogar springende Kopffüßler.

Zweieinhalb Wochen vom letzten Landgang entfernt deutete sich im morgendlichen Blassblau des Horizonts – durch einige Schildkröten am Vortag bereits angekündigt – endlich der Umriss einer Insel an. Und kurz darauf setzten wir unsere Füße wieder auf festen Grund. Genauer gesagt auf das karibische Eiland Grenada.

Statt von langen Stränden, mit denen ich gerechnet hätte, war die Küste überwiegend von Felsen umgeben und erhob sich zu bewachsenen Bergen voller tropischer Vegetation. Die Bewohner von Grenada sind dunkelhäutig, sprechen Englisch mit karibischem Slang und begrüßen sich mit einem lustigen Ritual namens „Pong“: Zuerst werden die Fäuste aneinander geführt. Es folgt ein zweimaliges Schlagen auf die Brust kombiniert mit einer Parole wie „Respect“, „Jo“ oder „Love“. 60 Prozent der Bevölkerung scheinen regelmäßig zu kiffen, weitere 20 Prozent gelegentlich. Den grünen Muntermacher beziehen sie vorwiegend von der Insel St. Vincent und handeln ihn für umgerechnet gerade einmal einen Euro pro Gramm. Etwa zehnmal günstiger als in Amsterdam.

Meine Gastgeber wollten nach Martinique segeln, von dort nach Hause fliegen und das Boot für teures Geld zurücktransportieren lassen. Die Ehefrau war einfach zu seekrank, als dass sie auch noch den Pazifik geschafft hätte. Um den teuren Transport zu sparen, bot mir der Italiener 2.000 Euro, wenn ich mit ihm zurück nach Italien segeln würde. Doch ich lehnte ab. Geld lockte mich wenig – Südamerika hingegen sehr.

In den anderthalb Monaten auf Grenada sittete ich unter anderem die vor Anker liegende Jacht eines Iren. Das heißt, er war für einen Monat weg, und ich lebte solange gratis auf dem Boot, hielt es in Schuss und passte darauf auf. Verantwortungsbewusst, wie ich teilweise noch war, beinhaltete dies unter anderem, Bob Marley-Musik bis zum Anschlag aufzudrehen und „Don't rob my boat“ zu singen.

„Alles Gras, das du im Boot findest, gehört dir“, hatte der Ire gesagt. Nun, ich fand so einiges ...

Ich übte mich im Speerfischen und verbrachte viel Zeit mit den Einwohnern der Insel, schaute mich aber auch immer mal wieder nach einem Boot in Richtung Südamerika um. Unter anderem wegen der vielen Piraterievorfälle im Norden Venezuelas und weil es noch nicht ganz Saison war, segelten von Grenada aus nur wenige in diese Richtung.

Aber schließlich traf ich auf eine Familie aus der Schweiz mit zwei Kindern, die nach einer Hilfe suchte. Zusammen fuhren wir zunächst zu der wunderschönen einsamen Insel Blanquilla, die uns mit bunten Riffen, klarem Wasser, blendend weißen Stränden und Unmengen von Pelikanen begrüßte.



März 2014

Waren die ersten Tage noch paradiesisch, schienen die beiden Schweizer bald irgendwie unzufrieden mit mir zu sein. Da ich die negativen Schwingungen wahrnahm, legte ich mich noch mehr ins Zeug. Aber je mehr ich tat, desto unzufriedener schienen sie.

Auf Los Roques angekommen sprachen sie dann endlich Klartext: Auf der einen Seite konnten sie sich nicht wie im Urlaub fühlen, wenn ich ständig arbeitete. Auf der anderen Seite aber würde ich noch lange nicht genug arbeiten für das, was ich von ihnen bekam, nämlich eine Fahrt durchs Paradies. Den Sachwert für die Arbeiten, die ich bisher an der Holzverkleidung des Bootes gemacht hatte, empfanden sie als ebenso gering wie meine Hilfe beim Segeln, das ständige Babysitten und die Haushaltsarbeiten, die ich übernahm.